

Kolonialismus und globale Moderne

Jenseits der Vereinfachungen

Matthias Lanza, Axel T. Paul

Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein bildeten transkontinentale Imperien eine zentrale Ordnungsstruktur der »globalen Moderne«. Zwar hat die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Dekolonisation in Asien und Afrika dieses Ordnungsmodell grundsätzlich infrage gestellt (Getachew 2019). Ob mit dem Untergang der europäischen Überseereiche auch die Ungleichheitsverhältnisse und Denkformen überwunden wurden, die aus der Kolonialzeit stammen, ist allerdings Gegenstand anhaltender Kontroversen. Wie alle Fragen derartiger Tragweite bedarf das Problem einer sorgfältigen und differenzierten Betrachtung. Als weitestgehend unstrittig kann dabei gelten, dass Praktiken und Institutionen, die gemeinhin mit *der* Moderne westlichen Zuschnitts in Verbindung gebracht werden, wie kapitalistisches Wirtschaften oder Nationalstaaten, nur unzureichend verstanden sind, lässt man den globalen – und das heißt auch kolonialen – Zusammenhang ihrer Genese und Gestalt außer Acht.

Diese im Einzelnen vielschichtigen Prozesse und Zusammenhänge sind in den vergangenen Jahren verstärkt ins Zentrum der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt. Vielbeachtete Studien zum »langen« 19. Jahrhundert in globaler Perspektive (Bayly 2004; Osterhammel 2009) oder dem Einfluss imperialer Formationen auf Vorgänge weltgeschichtlicher Bedeutung (Darwin 2007; Burbank, Cooper 2010) haben das bereits seit längerem abgegriffene Narrativ einer endogen in Europa oder dem »Westen« entstandenen Moderne weiter ab- bzw. umzubauen geholfen. Anstatt davon auszugehen, dass sich moderne Institutionen isoliert zunächst in den europäischen oder westlichen Gesellschaften herausbildeten, bevor sie sich dann global

ausbreiteten,¹ gewinnt das Bild eines *entanglement*, einer engen, wenn nicht unauflösbaren Verschränkung von Modernität und Globalität, immer deutlichere Konturen.

Auch in der Soziologie sind diese Entwicklungen in den letzten Jahren verschiedentlich aufgegriffen worden (zum Beispiel Bhambra 2007; Bhambra 2014; Connell 2007; Go 2016; Go, Lawson 2017). Dass es sich hierbei nicht um präzedenzlose Entwürfe und Positionen handelt, dürfte hinlänglich bekannt sein (vgl. nur Luhmann 1971; Wallerstein 1974). Die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit Imperien und Kolonialismus reicht sogar bis in die Zeit des sogenannten Hochimperialismus in den Dekaden um 1900 zurück (Steinmetz 2009; vgl. für zwei Quellen Reinsch 1902; Maunier 1949); schon bei den frühen Klassikern wie Herbert Spencer (1868: 390 ff.) und Karl Marx (1960a; 1960b) finden sich dazu gelegentliche Ausführungen. Ob die aktuelle Themenkonjunktur neue theoretische und empirische Einsichten zu bringen vermag, muss gegenwärtig als offen gelten. Viel wird davon abhängen, ob es gelingt, die mitunter stark programmatischen Thesen durch sorgfältige Fallstudien zu untermauern und dabei auch im Detail zu modifizieren und in ihrer Reichweite kritisch zu reflektieren.

In seiner Replik auf Markus Holzingers (2019) Beitrag, der seinerseits auf eine E-Mail-Diskussion zwischen Manuela Boatcă, Julian Go und Sina Farzin reagierte (2018), hat Marius Meinhof (2020) in der vorletzten Ausgabe der SOZIOLOGIE die »Irritationspotentiale postkolonialen Denkens für die Soziologie« auszuloten versucht. Holzinger, so sein Monitum, habe nur unzureichend zwischen einer soziologischen Kolonialismusforschung und einer – freilich erst noch zu entwickelnden – postkolonialen Soziologie unterschieden. Dadurch drohe letztere mit einer speziellen Soziologie des Kolonialismus zusammenzufallen. Das Potential postkolonialen Denkens für »eine Grundlagenkritik der Kolonialität soziologischen Wissens« (ebd.: 411) werde so jedoch übersehen. In seiner Entgegnung insistiert Holzinger (2021) darauf, dass diese Unterscheidung einer näheren Überprüfung nicht standhalte, so wie Meinhof überhaupt die Originalität des Postkolonialismus überschätze. Tatsächlich brauchte die Soziologie trotz ihrer Konzentration auf die Binnenverhältnisse moderner, und das heißt hier zumeist westlicher oder zumindest »nördlicher« Gesellschaften, nicht erst durch diesen auf das Thema Kolonialismus gestoßen zu werden. Sehr wohl aber lässt sich unter Rückgriff auch und gerade auf neuere historiographische Literatur genauer zeigen, als dies Meinhof oder *der* Postkolonialismus aber auch Holzinger tun,

1 Wie noch Giddens (1996: 75 ff.) und Beck (2000) anzunehmen scheinen.

in welchem komplexen, alles andere als schablonenhaften Verhältnis Kolonialismus und Moderne zueinanderstehen.

Der von Meinhof – und mit anderer Stoßrichtung auch Holzinger (2019: 177 f.) – vertretenen Einschätzung, nach der die Soziologie von einer weitergehenden Erforschung des Verhältnisses von kolonialer Herrschaft und globaler Moderne profitieren würde, pflichten wir bei. Dennoch weist diese Argumentation auch problematische Zuspitzungen und Vereinseitigungen auf. Letztlich bestimmt Meinhof – im Anschluss an Grundpositionen post- und dekolonialen Denkens – das Verhältnis von Kolonialismus und Moderne als überraschend eindeutig und unproblematisch. Das Narrativ einer endogenen Entwicklung *der* Moderne in Europa bzw. *dem* Westen wird in gewisser Weise einfach umgekehrt. Mit dem Postkolonialismus sei davon auszugehen, »dass der Kolonialismus die Grundlage und den Entstehungskontext der modernen Gesellschaft darstellt und daher so tief in die Moderne eingeschrieben ist, dass ein Verständnis kolonialer Macht für jegliche Beschäftigung mit der Moderne unablässig ist.« (Meinhof 2020: 413) Meinhof relativiert diese Position zum Ende seines Aufsatzes zwar selbst. Er habe nicht suggerieren wollen, der postkolonialen Kritik sei umstandslos beizupflichten. Dennoch wünscht er sich »eine umfassende Grundsatzdebatte über Postkolonialismus und Soziologie aus postkolonialer Sicht« (ebd.: 419).

Wir möchten einer solchen Grundsatzdebatte im Vorhinein den Wind aus den Segeln nehmen. Zunächst: Eine auf Grundsatzfragen abzielende Debatte zum Verhältnis von Postkolonialismus und Soziologie, bei der die eine Seite als Prämisse der Auseinandersetzung insgesamt dient – »aus postkolonialer Sicht« –, ist *ab initio* zum Scheitern verurteilt. Grundsatzdebatten sind ergebnisoffen zu führen, sollen sie ihrem Namen gerecht werden. Ferner und wichtiger: Die von Meinhof umrissene postkoloniale Kritik arbeitet mit unzulässigen Vereinfachungen und Totalisierungen, weshalb sie den – mit guten Gründen – als eurozentrisch zurückgewiesenen Positionen strukturell zum Verwechseln ähnlich ist. Auch in dieser Hinsicht wird man die Fruchtbarkeit einer »umfassenden Grundsatzdebatte« bezweifeln dürfen.

Dagegen plädieren wir im Folgenden für eine weitergehende Erforschung des in der Tat komplizierten, freilich nicht auf ein Prinzip oder Strukturmuster reduzierbaren Wechselverhältnisses von kolonialer Expansion und Herrschaft auf der einen und der Herausbildung moderner Staaten und Gesellschaften auf der anderen Seite. Ein solches *disentanglement* beinhaltet auch die kritische Reflektion und, sofern angezeigt, Modifikation von im Fach etablierten Annahmen und Konzepten. Dass dafür »eine neue Theo-

riesprache zur Beschreibung der Moderne« vonnöten sei, »deren Grundbegriffe aus der Kolonialgeschichte heraus entwickelt werden [müssen]« (ebd.: 413), scheint uns aber eine keineswegs zwingende Schlussfolgerung zu sein.

Kolonialismus und Moderne – ein problematisches Begriffspaar

Die Probleme der von Meinhof skizzierten Position beginnen bereits mit den beiden Leitbegriffen »Kolonialismus« und »Moderne«. Auch wenn man die Ansicht teilt, dass es legitim und für die Sozialwissenschaften sogar zwingend notwendig ist, über eine rein idiographische Betrachtung hinauszugehen, indem abstrakte Begriffe und Typologien entwickelt werden, die verschiedenartiges vergleichbar machen und Kausalerklärungen ermöglichen, empfiehlt es sich, dabei eine gewisse Vorsicht walten zu lassen. Das Problem besteht nicht allein in der Verselbständigung begrifflicher Abstrakta, wenn diese etwa zu Trägern konkreter Handlungsabläufe werden. Nicht minder problematisch ist die Tendenz, mit Allgemeinbegriffen gegenläufige Momente zu verdecken und dem sozialen Leben eine nicht gegebene Einheitlichkeit und Eindeutigkeit zu unterstellen (vgl. Bröckling et al. 2015). Bezüglich des Modernebegriffs ist dies hinlänglich bekannt (vgl. Knöbl 2012; Cooper 2005: 113 ff.). Modernisierungstheoretische Konzepte wie »Rationalisierung«, »funktionale Differenzierung« und »Individualisierung« sind aber nicht allein deswegen zu hinterfragen, weil sie (mitunter) eurozentrisch gebraucht werden oder gar »sind« (so die Kritik bei Holzinger 2019: 178 f.). Sie lassen sich bei genauerer Betrachtung nicht einmal glatt auf die europäische Geschichte der letzten zweihundert Jahre beziehen. Charismatische oder anderweitig personalisierte Herrschaft, kriegsbedingte Entdifferenzierungen und autoritäre Regime mit einem Primat des Politischen sowie die Herausbildung neuer Formen von Gemeinschaft und kollektiver Identität wie der Nation und des Nationalismus prägen das Gesicht des modernen Europa nicht minder. Ein hinreichend komplexes Verständnis von Moderne wird diese Phänomene angemessen berücksichtigen müssen.

Etwas ähnliches gilt freilich auch für den Kolonialismusbegriff. Für Aníbal Quijano (2007: 168) ist der neuzeitliche, von Europa ausgehende Kolonialismus »a formal system of political domination«. Die aus diesem System heraus entstandenen Ungleichheitsverhältnisse und Denkformen bezeichnet

er als »coloniality« (ebd.: 169). Die theoretische Pointe ist eine doppelte: Kolonialität bilde zum einen die notwendige Kehr- oder Unterseite des Komplexes »Moderne/Rationalität«; zum anderen überdauere sie den Untergang der formalen Kolonialimperien. Im Unterschied zum Kolonialismus bestimme Kolonialität weiterhin unsere Gegenwart in Form eines globalen Kapitalismus, so dass die eigentliche Dekolonisation noch vor uns läge. Selbst wenn man vom Umstand absieht, dass bisweilen ausgedehnte Phasen von *informal empire* der formalen Kolonialherrschaft durch die europäischen Staaten vorausgingen oder diese begleiteten (Gallagher, Robinson 1953; Fieldhouse 1973), lässt sich die Frage aufwerfen, wie systemisch integriert diese Prozesse tatsächlich waren. Bildeten die spanischen Vizekönigreiche der Neuen Welt, die Herrschaft der Britischen Ostindienkompanie in den Ruinen des Mogulreichs und Leopolds Kongo wirklich Elemente ein und desselben Systems? Ist es überhaupt ratsam, derart unterschiedliche gesellschaftliche Situationen wie die Plantagenökonomien der Karibik und Brasiliens, die Marine- und Handelsstützpunkte im Indischen und Pazifischen Ozean sowie die europäischen Siedlergemeinschaften in Nordamerika, dem südlichen Afrika und Australien als Manifestationen *des* Kolonialismus zu beschreiben (bzw. einer noch abstrakter gefassten »Kolonialität der Macht«)?

An dieser Stelle mag es angebracht sein, daran zu erinnern, dass der Kolonialismusbegriff vergleichsweise jungen Datums ist. Als »system of colonial rule« ist er im Englischen erstmals für die 1880er Jahre belegt.² Dazu passt, dass sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein *colony* auf (autonome oder von einem imperialen Zentrum abhängige) Siedlungen bezog, nicht aber auf unterworfenen Überseegebiete (*possessions, dependencies*) als solche.³ Auch die deutschen überseeischen Besitzungen galten zunächst als »Schutzgebiete« in Abgrenzung zu formalen »Kolonien« unter direkter staatlicher Aufsicht und Herrschaft – eine Unterscheidung, die spätestens mit dem Scheitern der privaten Kolonialgesellschaften faktisch obsolet wurde (Speitkamp 2014: 30 ff.). Das British Empire verfügte auf dem Höhepunkt seiner globalen Ausbreitung nach dem Ersten Weltkrieg über mehrere Dutzend »Kolonien«, »Protectorate«, »Dominions«, »Mandatsgebiete« etc., die abhängig von ihrem formalen Status und weiteren Faktoren durch das Foreign Office, Colonial Office oder India Office verwaltet wurden. Diese wenigen Beispiele verdeut-

2 Vgl. den Eintrag »colonialism« in *Oxford English Dictionary* und *Online Etymology Dictionary*.

3 Vgl. zur Begriffsgeschichte auch Finley (1976); bemerkenswerterweise fehlt denn auch ein Beitrag zum Kolonialismus in den »Geschichtlichen Grundbegriffen« (Brunner, Conze, Koselleck 1979).

lichen bereits, dass Kolonialismus »ein Phänomen von kolossaler Uneindeutigkeit« (Osterhammel, Jansen 2017: 8) gewesen ist. »Die koloniale Wirklichkeit war bunt, vielgestaltig, widerspenstig gegenüber anmaßenden imperialen Strategien« (ebd.), und sie blieb in vielerlei Hinsicht von lokalen Umständen und Ereignissen abhängig.

Damit ist nicht gesagt, dass theoretische Synthesen, wie sie die systematischen Sozialwissenschaften anstreben, von vornherein aussichtslos wären. Im Gegenteil, aber es mag ratsam sein, Kolonialismus zunächst als einen Modus der Herrschaftsausübung zu bestimmen und die Frage, ob und inwiefern sich verschiedene koloniale Herrschaftssituationen und -räume zu Prozessen und Strukturen systemischer Qualität verdichten, auf grundbegrifflicher Ebene offenzulassen, um sie empirisch untersuchen zu können. Kolonialismus kann als eine auf Dauer angelegte Fremdherrschaft verstanden werden, in der die einheimische Bevölkerung als grundsätzlich andersartig und »minderwertig« gilt, so dass ökonomische Ausbeutung, politisch-rechtliche Diskriminierung und selbst Formen exzessiver Gewalt als gerechtfertigt erscheinen.⁴ In dem Maße, wie die Ausübung kolonialer Herrschaft an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeitpunkten aneinander anschließt und sich ein Strukturzusammenhang herausbildet, kann von der Institutionalisierung eines kolonialen Herrschaftssystems gesprochen werden. Begreift man Kolonialismus als einen Modus der Herrschaftsausübung wird indes ebenso klar, dass nicht allein die europäischen Überseereiche unter diesen Begriff fallen. Vielmehr lassen sich das Inkareich vor Ankunft der Spanier, die islamische Expansion nach dem Auszug Mohammeds von Mekka nach Medina, die Ausdehnung des chinesischen Reichs unter den Qing oder das westafrikanische Oyo-Imperium sinnvoll daraufhin befragen, ob und inwiefern koloniale Herrschaftsverhältnisse etabliert wurden.⁵ Dies muss keineswegs zu einer pauschalen und wenig überzeugenden Gleichsetzung von imperialer und kolonialer Herrschaft führen. So kann man die These vertreten, dass die Osmanische Herrschaft in Syrien keine kolonialen Züge trug, weil unter anderem lokale Eliten unter relativer Beibehaltung ihrer Autonomie in die Verwaltung der eroberten Gebiete mit eingebunden wurden, lokale Gemeinschaften intakt blieben und man mitunter einen Ausgleich von Interessensgegensätzen suchte, wohingegen dies im ungefähr zeitgleich expandierenden Russischen Reich nicht in diesem Maße der Fall war (vgl. Reilly 2020; Khodarkovsky 2020).

4 Vgl. Osterhammel, Jansen (2017: 18 ff.), von Trotha (2004); nach wie vor instruktiv Césaire (1968) und Balandier (1951).

5 Für weitere Beispiele siehe Paul, Leanza (2020).

Wie kolonial ist die Moderne wirklich?

Wir wenden uns aber nicht nur gegen allzu unspezifische Vorstellungen von Moderne und Kolonialismus, sondern erachten auch eine totalisierende Gleichsetzung beider Terme für problematisch. Im Grunde folgt die Zurückweisung dieser Gleichsetzung bereits aus der oder vielmehr einer Spezifikation des Begriffs »Moderne«. Denn eine (einzig) richtige Definition gibt es nicht (vgl. nur Gumbrecht 1978; Kittsteiner 2003). Zugleich darf die Bestimmung nicht beliebig sein; ansonsten ließe sich Strittiges – in diesem Fall die Frage, welche Rolle die europäische Expansion für die Genese der Moderne spielte – schlicht wegdefinieren. Halten wir uns darum probenhalber und stichwortweise an zwei historiographisch weithin unumstrittene »Daten«, mit denen man die Moderne beginnen lassen könnte: 1492, das heißt den durch die Ankunft Kolumbus' in Amerika symbolisierten Beginn der großen Landnahme der Europäer, und die Dekaden um 1800, in denen die politisch-ökonomische Doppelrevolution stattfand, markiert durch die bürgerlich-konstitutionelle Revolution in Frankreich und die Industrielle Revolution in England.

Sicher hat sich die Industrielle Revolution nur entfalten können, weil es koloniale Rohstoff- und Absatzmärkte gab; sie aber allein auf diese und nicht auch spezifisch europäische Konstellationen zurückzuführen, wie etwa das der wesentlich innereuropäischen politischen und militärischen Konkurrenz geschuldete »Wachstum der Staatsgewalt« (Reinhard 1992a), wird nicht einmal mehr von der California School vertreten (Vries 2016). Selbstredend ergab sich die Industrielle Revolution nicht zwanglos aus »moderner« Staatlichkeit. Ihr eigentlicher Kern ist maschinelle Massenproduktion auf Basis fossiler Brennstoffe, mithin ein »Kurzschluss« von Wissenschaft, Technik und Gewerbe, für den es durchaus außereuropäische, insbesondere chinesische Vorläufer gibt (Sieferle 2003). Dafür jedoch, dass dieser Kurzschluss zunächst in England und dann in anderen Teilen Europas eine gesamtgesellschaftliche Transformation auslöste, dass dieser Kurzschluss sich bildlich gesprochen zu einem Flächenbrand ausweitete, ist konsolidierte Staatlichkeit eine wesentliche, vielleicht sogar die entscheidende Voraussetzung gewesen (O'Brien 2014). Relative äußere Sicherheit und innere Stabilität waren der Rahmen dafür, dass das fossilenergetisch nur erst ermöglichte exponentielle Wirtschaftswachstum auch tatsächlich realisiert werden konnte. Und selbst wenn diese aktuelle Erklärung eines Tages historiographisch überholt werden sollte, darf man davon ausgehen, dass die Gemengelage an Ursachen

und Auslösern der Industriellen Revolution zu verworren ist (Goldstone 2000), als dass sie sich allein oder auch nur in der Hauptsache als epigonaler Effekt des Kolonialismus begreifen ließe.

Analoges gilt für die Französische Revolution. Den einen Grund ihres Ausbruchs und schließlichen Erfolgs gibt es nicht (Schulin 2004: 25 ff.). Zwar ist richtig, dass ihr eine nicht-europäische Revolution, die amerikanische nämlich, vorherging. Weiterhin wollten die maßgeblichen Akteure in Frankreich den kolonialen Subjekten und Sklaven in Übersee bürgerliche Freiheitsrechte zunächst vorenthalten (Censer, Hunt 2001: 121 f., 130 ff.). Allerdings war die amerikanische, wenn auch keine antikoloniale, so doch eine antiimperiale Revolution. Vor allem aber ist der eigentlich revolutionäre Gedanke, Herrschaft fortan durch einen wie auch immer fiktiven Vertragsschluss gleicher und freier Menschen anstatt durch Gottes Gnade oder einen absolutistisch-überkonfessionellen Ordnungszwang zu legitimieren (Arendt 1963; Sternberger 1980), kein an oder in sich koloniales Ideologem. Vielmehr reiben sich und zerbrechen politisch-partikulare Realisierungen dieses Gedankens nach wie vor an seinem universalistischen Gehalt. So sah sich der französische Nationalkonvent unter dem Eindruck der Haitianischen Revolution (1791–1804) und dem tobenden Kolonialkrieg mit Großbritannien bereits 1794 veranlasst, die proklamierten Menschen- und Bürgerrechte auf die kolonialen Subjekte auszuweiten und die durch den *Code Noir* geregelte Sklaverei in Frankreichs Überseegebieten zumindest formal abzuschaffen – auch wenn Napoleon sie 1802/03 offiziell wieder einführte, bevor ihr die Verfassung der Zweiten Republik 1848 endgültig einen Riegel vorschob (Censer, Hunt 2001: 115 ff.; Fradera 2018: 74 ff.). Dies ist ein frühes, wenn auch nicht das erste Beispiel für die von Wolfgang Reinhard (1992b) so genannte »Dialektik des Kolonialismus«, der zufolge kolonial(isiert)e Akteure sich in Europa entwickelte Konzepte aneigneten, um sie gegen ihre europäischen Kolonialherren respektive den Kolonialismus als Ganzen zu wenden (vgl. dazu auch Buck-Morss 2000).

Doch heißt nicht gerade oder zumindest, die Moderne »richtiger« mit der europäischen Landnahme ab 1492 beginnen zu lassen, einzugestehen, dass sie inhärent kolonial verfasst ist? Nein, und zwar schon deshalb nicht, weil aus ihrer kolonialen Datierung keine koloniale Bestimmung inhaltlicher Art abzuleiten ist. Ein zwingendes Gegenargument ist dieser nur erst formale Einwand freilich nicht. Gewichtiger ist demgegenüber ein anderer Umstand: Bereits das vorneuzeitliche Europa war durch innereuropäische Kolonisationsprozesse gekennzeichnet, wenn nicht geformt worden (Bartlett 1993). Europa

oder vielmehr das, was dazu wurde, ist zu weiten Teilen gewissermaßen selbst ein Produkt »interner Kolonisation« oder zumindest der Expansion des Römischen Reichs und der katholischen Kirche (Wickham 2009).

Kulturkritisch ließe sich daraus vielleicht so etwas wie ein kulturelles Stockholm-Syndrom ableiten: eine an sich unfreiwillige, wohl aber entlastende und darum erklärliche Übernahme des kolonialen Blicks durch die Kolonisierten selbst; die Identifikation der Eroberten mit den Eroberern, was in diesem Falle hieße, selbst koloniale Beute zu machen. Derartige Integrations- bzw. Assimilationsprozesse peripherer Gruppen und Kulturen in bzw. an das imperiale Zentrum hat es natürlich immer wieder gegeben, in Europa selbst wie außerhalb (Hechter 1975; Weber 1976; Kumar 2017). Sie sind indes ebenso wenig eine europäische Besonderheit wie koloniale Herrschaft als solche. Was hingegen den globalen Siegeszug des neuzeitlich-europäischen Kolonialismus, wenn schon nicht hinreichend erklärt, so doch kennzeichnet, ist die zumeist geschickte und von diesen in der Regel für eigene Zwecke genutzte Zusammenarbeit mit lokalen Eliten (Robinson 1972; Bühler et al. 2017; Reinhard 2020). Hinzu kommen in Amerika zumindest die wohl Schlacht entscheidende »Unterstützung« durch die unsichtbaren Hilfstruppen der aus Europa eingeschleppten Mikroben und Viren sowie, nicht nur in Amerika, punktuell eine nautische und waffentechnische Überlegenheit der Europäer (Sharman 2019). Letztere darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass es den Eroberern oft nicht gelang, die von ihnen beanspruchten Gebiete effektiv zu »pazifizieren«. Auch ohne Genozide deswegen schon für eine Ausgeburt des europäischen Kolonialismus halten zu müssen, erklärt die trotz überlegener Bewaffnung nicht zu kompensierende strukturelle Schwäche der Unterzahl der Europäer die Häufigkeit ihrer kolonialen Massaker und Gewaltexzesse (Walter 2014).

Auf der anderen Seite ist nicht daran zu zweifeln, dass ein aggressives und selbstgerechtes Überlegenheitsempfinden eine wichtige Legitimationsgrundlage für die sich als Kolonialherren inszenierenden Europäer bildete. Genährt und gestützt wurde dieses durch christlich-religiöse, abendländisch-zivilisatorische und schließlich wissenschaftlich-rassistische Diskurse. Diese waren in der Tat häufig binär codiert, unterschieden eine gute, eigene von einer schlechten, anderen Seite. Deprivilegierung, Unterdrückung und Ausbeutung der kolonisierten Völker erschienen so als gerechtfertigt. Am Gewaltpotential dieser Diskurse, an der Möglichkeit, wenn nicht gar ihrem Zweck, sie zur Rechtfertigung von Herrschaft und sogar Vernichtung zu nutzen, gibt es nichts zu beschönigen (Bauman 1992). Nur prägen sie nicht

die europäische Episteme. Sie sind auch kein Beweis für eine inhärent exkludierende, wenn nicht exterminatorische »Logik« wiederum *des* europäischen Denkens. Für die geistesgeschichtliche Tradition Europas nicht weniger prägend als die Unterscheidung von Subjekt und Objekt oder auch die Trennung von Natur und Kultur (Descola 2013) ist ein besonderes Bemühen um Fremdverstehen wie auch in Verbindung damit ein besonderes Bewusstsein für die eigene kulturelle Relativität (Todorov 1985; Todorov 1989; Brague 1993; Brague 2006; Fink-Eitel 1994). Von den spätscholastischen Debatten über die Menschlichkeit der amerikanischen Ureinwohner, den Bemühungen spanischer Mönche um ein »emisches« Verstehen indianischer Kulturen und Montaignes wesentlich durch die »Entdeckung« der Neuen Welt angeregten kulturellrelativistischen Reflexionen führt eine ideengeschichtliche Linie zur modernen Ethnologie und über diese vermittelt auch zur poststrukturalistischen Sozialtheorie einschließlich *des* Postkolonialismus. Noch dieser ist mithin eine Spätgeburt eines »kolonial inspirierten«, indes gerade nicht herrisch-exkludierenden, sondern vielmehr alteritätssensiblen Denkens.

Postkolonialismus und Soziologie – jenseits der Identitätsbehauptungen

Dies führt uns zu einem dritten und letzten Punkt: Wie Meinhof (2020: 418) ausführt, bleibt die postkoloniale Kritik nicht bei der Forderung nach einer Revision soziologischer Grundbegriffe stehen, sondern zielt darauf ab, die soziale Organisation der Forschung umzugestalten. Der soziologische Kanon bestehe nämlich »aus Texten europäischer, männlicher, meist bürgerlicher Autoren, die in Beschäftigung mit der Geschichte Europas Theorien entwickeln, und von europäischen (und nordamerikanischen) Leser*innen rezipiert, reviewt, kritisiert werden« (ebd.). Problematisch sei daran nicht allein der Umstand, dass ungleiche Partizipationschancen für verschiedenen Bevölkerungsgruppen in der Wissenschaft bestehen. Zudem existiere ein mehr oder weniger direkter Zusammenhang zwischen institutionellen und epistemischen Strukturen. Die relative Marginalisierung nicht-europäischer Wissenschaftsakteure führe dazu, dass sich die soziologische Erkenntnisproduktion »in engen, durch den europäischen Erfahrungsraum gesteckten Grenzen« (ebd.) bewege.

Auch hier lässt sich zunächst konzedieren, dass eine Form der Wissenschaftsorganisation, die in ihren institutionellen Strukturen die globale Ausrichtung und Relevanz der Forschungsthemen berücksichtigt, sicherlich erstrebenswert ist. Warum sollte ein Doktorand aus Lomé grundsätzlich schlechtere Förderchancen haben als eine Doktorandin aus München? Der Sache nach lässt sich dies nicht rechtfertigen, auch wenn uns historisch gewachsene Ungleichheitsstrukturen mit bestimmten Realitäten konfrontieren, die wir nur schlecht ignorieren können. Ebenfalls ist ein gewisser Zusammenhang zwischen den sozialen Trägergruppen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion und den Erkenntnisinhalten selbst nicht ganz von der Hand zu weisen; dies war bekanntlich schon eine Grundeinsicht der älteren Wissenssoziologie (Mannheim 1931). Gerade, aber nicht nur in den Sozialwissenschaften, in denen soziales Erfahrungswissen eine zentrale Rolle spielt, besitzt dies eine besondere Relevanz.

Dieser Zusammenhang kennt aber deutliche Grenzen. Erfahrungsdaten werden in den Sozialwissenschaften methodisch generiert, aufbereitet und ausgewertet. Dadurch soll ihre intersubjektive Überprüf- und Nachvollziehbarkeit gewährleistet werden. Methoden als bloße Fassade für die Artikulation von in Wahrheit partikularen Interessen und Perspektiven zu begreifen, hieße, ihre realitätserschließende Kraft zu unterschätzen. Auch sind theoretische Zugänge und Positionen begründungsbedürftig, wobei Perspektivenvielfalt nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln ist. Selbiges gilt für die Wahl der Untersuchungsgegenstände und Forschungsfragen. Kurzum, die Sachdimension wissenschaftlicher Kommunikation lässt sich nicht auf ihre Sozialdimension reduzieren, auch wenn sie Aspekte ein und desselben Prozesses darstellen. Theorien, Methoden und empirische Befunde aufgrund ihrer sozialen und regionalen Situiertheit unter Generalverdacht zu stellen oder als »gegenhegemoniales Wissen« zu überhöhen (vgl. Santos 2016), verbietet sich aber schon deswegen, weil die angenommenen sozialen und regionalen Identitäten bei genauerer Betrachtung verschwimmen.⁶ Dies gilt nicht zuletzt für den postkolonialen Diskurs, der sich keineswegs eindeutig außerhalb des europäischen und nordamerikanischen Sozialraums verorten lässt. Er verknüpft vielmehr unterschiedliche Denktraditionen und Erfahrungshintergründe, worin nicht zuletzt seine Originalität besteht. Der Einfluss des Marxismus, der Psychoanalyse und des Poststrukturalismus auf postkolonia-

⁶ Zu den Problemen von »Identität« als sozialwissenschaftlicher Analysekategorie siehe auch Brubaker, Cooper (2000).

le Denkerinnen und Denker ist unverkennbar (Go 2016).⁷ Und dennoch macht sie das nicht zu Epigonen der europäischen Geistesgeschichte; dies hieße ihre relative Eigenständigkeit zu verkennen.

Umgekehrt sind Konzepte und Theorien, die im europäischen Kontext entstanden sind, nicht zwingenderweise an diesen gebunden. Man mag sachliche Einwände gegen Webers Handlungstheorie formulieren wollen (oder auch nicht), aber trotzdem der Ansicht sein, dass der Fremdbezug des Handlungssinns unabhängig von der Herkunft, Hautfarbe und dem Geschlecht des Handelnden gegeben sein muss, damit ein Verhalten als »soziales Handeln« qualifiziert werden kann. Noch bei Gesellschaftstheorien, die in gewissen Hinsichten einer eurozentrischen Sichtverengung unterliegen, ist ein differenziertes Urteil notwendig. Muss Bourdieus Theorie des sozialen Raums und der Klassen aufgrund des methodologischen Nationalismus, der seine empirischen Studien kennzeichnet, pauschal zurückgewiesen werden? Kann man Luhmanns Weltgesellschaftstheorie ignorieren, weil die These vom Primat funktionaler Differenzierung zu einseitig die europäische Erfahrung betont (und selbst diese nur in Teilen angemessen reflektiert)? Oder bieten die von Bourdieu und Luhmann entwickelten Konzepte und Theorien nicht auch Ansatzpunkte, um mit ihnen die strukturellen Verflechtungen und Wechselwirkungen zwischen den europäischen Ländern und ihren Kolonien soziologisch zu untersuchen?⁸ Mitunter erweist sich die Forderung nach einer vollkommen neuen Theoriesprache selbst als eine Form des epistemischen *othering*. Sind die europäischen Kolonien in Übersee und ihre Effekte auf die metropolitanen Gesellschaften tatsächlich so »andersartig«, dass sie mit »herkömmlichen« Begriffen gar nicht erfasst werden können? Ironischerweise können sich Essenzialisierungen noch dort einschleichen, wo ihnen zumindest vordergründig entsagt wird. Die Soziologie sollte Identitätskonstruktionen untersuchen und dahingehend befragen, was sie verdecken, anstatt sie unkritisch zu reproduzieren.

Wenn man die europäische Neuzeit, und zwar nicht nur die historische Konstitution des modernen Staatensystems und der kapitalistischen Weltwirtschaft, sondern auch und noch »das europäische Denken« in seiner »Kolonialität« verstehen will, handelt es sich um ein weitaus gespalteneres Erbe, als uns die postkoloniale Theorie (in der bei Meinhof präsentierten Form) weismachen will. In Hinblick auf die Rekonstruktion sowohl der politischen Ökonomie der »globalen Moderne« als auch europäischen Geistes- und

7 Für zwei jüngere Beispiele vgl. Mbembe (2017) und Sarr (2019).

8 Vgl. zu Bourdieu etwa Go (2013).

Theoriegeschichte hieße es jedoch, das Konto zu überziehen, sich bei der Erklärung ihrer Spezifika auf nichts als den Kolonialismus zu konzentrieren. Der Ausweg besteht hier – wie sonst auch – darin, die Probleme kleinzuarbeiten. Kompaktbegriffe wie »Moderne« und »Kolonialismus« sind analytisch aufzubrechen, um so das komplexe Beziehungsgeflecht zwischen Europa und der Welt untersuchen zu können.

Literatur

- Arendt, H. 1963: Über die Revolution. München: Piper.
- Balandier, G. 1951: La situation coloniale: Approche théorique. Cahiers Internationaux de Sociologie, vol. 11, 44–79.
- Bartlett, R. 1993: Conquest, Colonization and Cultural Change, 950–1350. London: Penguin.
- Bauman, Z. 1992: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg: EVA.
- Bayly, C.A. 2004: The Birth of the Modern World, 1780–1914: Global Connections and Comparisons. Oxford: Wiley-Blackwell.
- Beck, U. 2000: The Cosmopolitan Perspective: Sociology of the Second Age of Modernity. British Journal of Sociology, vol. 51, no. 1, 79–105.
- Bhambra, G.K. 2007: Rethinking Modernity: Postcolonialism and the Sociological Imagination. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Bhambra, G.K. 2014: Connected Sociologies. London: Bloomsbury.
- Boatcă, M., Farzin, S., Go, J. 2018: Postcolonialism and Sociology. SOZIOLOGIE, 47. Jg., Heft 4, 423–438.
- Brague, R. 1993: Europa, eine exzentrische Identität. Frankfurt am Main: Campus.
- Brague, R. 2006: Is There Such a Thing as Eurocentrism? In G. Delanty (ed.), Europe and Asia Beyond East and West. London, New York: Routledge, 257–268.
- Bröckling, U., Dries, C., Leanza, M., Schleichriemen, T. (Hg.) 2015: Das Andere der Ordnung. Theorien des Exzeptionellen. Weilerswist: Velbrück.
- Brubaker, R., Cooper, F. 2000: Beyond Identity. Theory and Society, vol. 29, no. 1, 1–47.
- Brunner, O., Conze, W., Koselleck, R. (Hg.) 1982: Geschichtliche Grundbegriffe. Band 3: H–Me. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Buck-Morss, S. 2000: Hegel and Haiti. Critical Inquiry, vol. 26, no. 4, 821–865.
- Bührer, T., Eichmann, F., Förster, S., Stuchtey, B. (eds.) 2017: Cooperation and Empire: Local Realities of Global Processes. New York: Berghahn.
- Burbank, J., Cooper, F. 2010: Empires in World History: Power and the Politics of Difference. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Censer, J.R., Hunt, L. 2001: Liberty, Equality, Fraternity: Exploring the French Revolution. University Park, PA: The Pennsylvania State University Press.

- Césaire, A. 1968 [1950]: *Über den Kolonialismus*. Berlin: Wagenbach.
- Connell, R. 2007: *Southern Theory: The Global Dynamics of Knowledge in Social Science*. Cambridge: Polity.
- Cooper, F. 2005: *Colonialism in Question: Theory, Knowledge, History*. Berkeley: University of California Press.
- Darwin, J. 2007: *After Tamerlane: The Global History of Empire*. London: Penguin.
- Descola, P. 2013: *Jenseits von Natur und Kultur*. Berlin: Suhrkamp.
- Fieldhouse, D.K. 1973: *Economics and Empire, 1830–1914*, Ithaca: Cornell University Press.
- Fink-Eitel, H. 1994: *Die Philosophie und die Wilden. Über die Bedeutung des Fremden für die europäische Geistesgeschichte*. Hamburg: Junius.
- Finley, M.I. 1976: Colonies: An Attempt at a Typology. *Transactions of the Royal Historical Society*, vol. 26, 167–188.
- Fradera, J.P. 2018: *The Imperial Nation: Citizens and Subjects in the British, French, Spanish, and American Empires*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Gallagher, J., Robinson, R. 1953: The Imperialism of Free Trade. *Economic History Review*, vol. 6, no. 1, 1–15.
- Getachew, A. 2019: *Worldmaking after Empire: The Rise and Fall of Self-Determination*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Giddens, A. 1996: *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Go, J. 2013: Decolonizing Bourdieu: Colonial and Postcolonial Theory in Pierre Bourdieu's Early Work. *Sociological Theory*, vol. 31, no. 1, 49–74.
- Go, J. 2016: *Postcolonial Thought and Social Theory*. New York: Oxford University Press.
- Go, J., Lawson, G. (ed.) 2017: *Global Historical Sociology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Goldstone, J.A. 2000: The Rise of the West – or Not? A Revision to Socio-Economic History. *Sociological Theory*, vol. 18, no. 2, 175–194.
- Gumbrecht, H.U. 1978: Modern, Modernität, Moderne. In O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Band 4. Stuttgart: Klett-Cotta, 93–131.
- Hechter, M. 1975: *Internal Colonialism: The Celtic Fringe in British National Development, 1536–1966*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Holzinger, M. 2019: Alter Wein in neuen Schläuchen oder was ist neu am »neuen Postkolonialismus«? *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 2, 174–184.
- Holzinger, M. 2021: Im Westen noch immer nichts Neues. »Soziologie des Kolonialismus« oder »postkoloniale Soziologie«? *SOZIOLOGIE*, 50. Jg., Heft 1, 66–76.
- Khodarkovsky, M. 2020: A Colonial Empire Without Colonies: Russia's State Colonialism in Comparative Perspective. In A.T. Paul, M. Lanza (eds.), *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4, 285–299.
- Kittsteiner, H.D. 2003: Die Stufen der Moderne. In J. Rohbeck, H. Nagl-Docekal (Hg.), *Geschichtsphilosophie und Kulturkritik. Historische und systematische Studien*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 91–117.

- Knöbl, W. 2012: Beobachtungen zum Begriff der Moderne. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 37. Jg., Heft 1, 63–77.
- Kumar, K. 2017: *Visions of Empire: How Five Imperial Regimes Shaped the World*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Luhmann, N. 1971: Die Weltgesellschaft. *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 57. Jg., Heft 1, 1–35.
- Mannheim, K. 1931: Wissenssoziologie. In A. Vierkandt (Hg.), *Handwörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Enke, 659–680.
- Marx, K. 1960a [1853]: Die britische Herrschaft in Indien. *Marx-Engels-Werke Band 9*. Berlin: Dietz Verlag, 127–133.
- Marx, K. 1960b [1853]: Die künftigen Ergebnisse der britischen Herrschaft in Indien. *Marx-Engels-Werke Band 9*. Berlin: Dietz Verlag, 220–226.
- Maunder, R. 1949 [1932–42]: *The Sociology of Colonies: An Introduction to the Study of Race Contact*, 2 volumes, ed. by E.O. Lorimer. London: Routledge and Kegan Paul.
- Mbembe, A. 2017: *Kritik der schwarzen Vernunft*. Berlin: Suhrkamp.
- Meinhof, M. 2020: Postkoloniale Soziologie oder Soziologie des Kolonialismus? Irritationspotentiale postkolonialen Denkens für die Soziologie. *SOZIOLOGIE* 49. Jg., Heft 4, 410–422.
- O’Brien, P.K. 2014: The Formation of States and Transitions to Modern Economies: England, Europa and Asia Compared. In L. Neal, J.G. Williamson (eds.), *The Cambridge History of Capitalism*, vol. 1. *The Rise of Capitalism: From Ancient Origins to 1848*. Cambridge: Cambridge University Press, 357–402.
- Osterhammel, J. 2009: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. München: Beck.
- Osterhammel, J., Jansen, J.C. 2017: *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*. 8., aktualisierte Auflage. München: Beck.
- Paul, A.T., Leanza, M. (eds.) 2020: *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4.
- Quijano, A. 2007: Coloniality and Modernity/Rationality. *Cultural Studies*, vol. 21, no. 2/3, 168–178.
- Reilly, J. 2020: Ottomans in Syria: »Turkish Colonialism«, or Something Else? In A.T. Paul, M. Leanza (eds.), *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4, 274–284.
- Reinhard, W. 1992a: Das Wachstum der Staatsgewalt. *Historische Reflexionen. Der Staat*, 31. Jg., Heft 1, 59–75.
- Reinhard, W. 1992b: Dialektik des Kolonialismus. Europa und die Anderen. In K.J. Bade, D. Brötzel (Hg.), *Europa und die Dritte Welt. Kolonialismus, Gegenwartsprobleme, Zukunftsperspektiven*. Hannover: Metzler, 5–25.
- Reinhard, W. 2020: Agency, Cooperation, and Oligarchy – The Origins of Colonialism. In A.T. Paul, M. Leanza (eds.), *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4, 327–338.

- Reinsch, P.S. 1902: *Colonial Government: An Introduction to the Study of Colonial Institutions*. London: Macmillan & Co.
- Robinson, R. 1972: *Non-European Foundations of European Imperialism: Sketch for a Theory of Collaboration*. In R. Owen, B. Sutcliffe (eds.), *Studies in the Theory of Imperialism*. London: Longman, 117–142.
- Santos, B.d.S. 2016: *Epistemologies of the South: Justice against Epistemicide*. London, New York: Routledge.
- Sarr, F. 2019: *Afrotopia*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Schulin, E. 2004: *Die Französische Revolution*. 4., überarb. Auflage. München: Beck.
- Sharman, J.C. 2019: *Empires of the Weak: The Real Story of European Expansion and the Creation of the New World Order*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Sieferle, R.P. 2003: *Der europäische Sonderweg. Ursachen und Faktoren*. Stuttgart: Breuninger Stiftung.
- Speitkamp, W. 2014: *Deutsche Kolonialgeschichte*. 3., überarb. Auflage. Stuttgart: Reclam.
- Spencer, H. 1868 [1851]: *Social Statics; or, the Conditions Essential to Human Happiness Specified, and the First of them Developed*. London: Williams and Norgate.
- Steinmetz, G. 2009: *The Imperial Entanglements of Sociology in the United States, Britain, and France since the Nineteenth Century*. *Ab Imperio*, no. 4, 23–79.
- Sternberger, D. 1980 [1964]: *Herrschaft und Vereinbarung. Eine Vorlesung über bürgerliche Legitimität*. In D. Sternberger, *Herrschaft und Vereinbarung*. Schriften, Band 3. Frankfurt am Main: Insel, 113–134.
- Todorov, T. 1985: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Todorov, T. 1989: *Nous et les autres. La réflexion française sur la diversité humaine*. Paris: Editions du Seuil.
- von Trotha, T. 2004: *Was war Kolonialismus? Einige zusammenfassende Befunde zur Soziologie und Geschichte des Kolonialismus und der Kolonialherrschaft*. *Saeculum*, 55. Jg., Heft 1, 49–95.
- Vries, P. 2016: *What Do We Know and Do Not Know About the Great Divergence at the Beginning of 2016*. *Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft* 28, 249–298.
- Wallerstein, I. 1974: *The Modern World-System: Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*. New York: Academic Press.
- Walter, D. 2014: *Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion. Gestalt und Logik des Imperialkrieges*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Weber, E. 1976: *Peasants into Frenchmen: The Modernization of Rural France, 1870–1914*, Stanford: Stanford University Press.
- Wickham, C. 2009: *The Inheritance of Rome: A History of Europe from 400 to 1000*. London: Penguin.